Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Eine ungekannte Welt

Judäus

Frankfurt a. M., 1907

IV. Kurirt.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-2077

Visual Library

IV.

Kurirt.

I.

Es ist Sabbat-Nachmittag. In allen Gipfeln herrscht Ruh. Auf dem zum größten Theil von Juden bewohnten Städtchen U. an der russisch-galizischen Grenze, lagert eine zauberhafte Stille, die demjenigen besonders auffällt, der das rege, bunte Treiben der Woche kennt. Die ganze Gemeinde hält ihren Nachmittagsschlaf, oder schickt sich dazu an. Jankel Goldberger und seine Frau Gitel, die Helden unserer Erzählung, sind auch bereits im Begriff, dem Sabbatschlaf seinen Tribut zu zollen. Jankel sitzt auf der harten, hölzernen Bank, die Füße auf zwei tannenen, wurmstichigen Stühlen ausgestreckt, mit dem Rücken an die Zimmerwand gelehnt, summt halblaut die Sidra (den heute in der Synagoge vorgelesenen Thoraabschnitt) vor sich hin; zweimal in der heiligen Sprache und einmal in der chaldäischen Uebertragung. Gitel sitzt am entgegengesetzten Ende des Tisches auf einem gebrechlichen Stuhl, mit dem Rücken gegen das Bett gelehnt und liest ihren Zeeno Ureno. Das kleinste sieben Monate zählende Kind liegt, in einem großen Korb gebettet, schlafend da. Die beiden größeren, acht bis neun Jahre alten Söhne, sind zum „Verhören" beim Melamed (Lehrer) und die zwei dreizehn und vierzehn Jahre zählenden Töchter haben sich zu ihren Altersgenossinnen begeben, um gemeinschaftlich den Sabbat scherzend und spielend zu begehen.

Jankel ist ein Handelsmann in des Wortes wörtlichster Bedeutung. Er hat drei Dörfer in der nächsten Nähe, die er täglich mit seinem Sack auf dem Rücken besucht. Dieser Sack nimmt Alles auf, was sich ihm nur bietet: Lumpen, Knochen, altes Eisen, Zinn, Früchte, Hühner, Fische, Jankel kann Alles gebrauchen und zahlt dafür die höchsten Preise. Zu Hause wird dann das Ganze sortirt und in Geld umgesetzt. Der Gewinn ist nur sehr mäßig, aber er reicht aus, die Familie allerdings bei großer Sparsamkeit „bekowaud" (in Ehren) zu ernähren. Am Sabbat ist vom Handel in ganz U. keine Rede; am wenigsten bei Jankel Goldberger. Er geht schon Freitag nicht mehr über Land, es müßten denn ganz ungewöhnliche Vorkommnisse sein.

Aber heute machte Gitel eine Ausnahme. Man kann sich denken, daß sie ein ganz ungewöhnliches Ereigniß beschäftigte. Gestern in aller Frühe hatte nämlich die Hofmagd des nächsten Gutsbesitzers Jankeln sagen lassen, er möge sobald als möglich auf das Gut kommen, sie hätten ein wichtiges Geschäft für ihn. Gitel protestirte dagegen, daß Jankel am Erew Schabbos (Rüsttag zum Sabbat) gehe.

„Es ist keine Brocho drinn," meinte sie, „in all' den Geschäften, die man Erew Schabbos macht. Mein Saide (Großvater) hat immer gesagt, die Kaunim (Kunden), die am Freitag kommen, sind gar keine Kaunim, sondern lauter verstellte (maskirte) Schedim (Dämone)."

Jankel lächelte überlegen; denn der dümmste Mann hält sich für klüger als seine Frau; und der dümmste war Jankel allerdings noch nicht.

„Am Freitag Vormittag seinem Geschäft nachzugehen," entgegnete er, „ist kein Issur (Verbot). Was man Nachmittags

thut bringt einem allerdings keine Brocho, aber bis Mittag bin ich ja längst wieder zurück."

„Ich weiß nicht, was Dir auf einmal einfällt, Jankel," erwiederte Gitel. „Du bist doch sonst am Freitag gerne zu Hause und die Kathinka wartet auch noch bis Sonntag. Wir haben ja auf Schabbos genug, sogar ein Hendel (Huhn) und Fische, bleib daheim."

Aber Jankel meinte, daß seine Frau vom Handel nichts verstehe. Er nahm aus seiner Kommode, da er ahnte, daß es sich um ein bedeutendes Geschäft handle, die ganze Baarschaft mit, die aus fünf Gulden und dreißig Kreuzern bestand, legte seinen Sack über die Schultern und ging auf das Gut, das eine kleine Stunde entfernt war.

Jankel kam in der That schon lange vor der Mittagstunde mit leerem Sack verstimmt zurück, Gitel triumphirte.

„Habe ich nicht gesagt, es ist keine Brocho an dem Erew-Schabbos-Masso umattan (Geschäft)?"

„Nur gemach," entgegnete Jankel, „ich habe heute wenigstens drei Gulden verdient und zwar dadurch, daß ich mit der Kathinka kein Geschäft gemacht habe."

Bei diesen Worten wollte Jankel das lederne Geldbeutelchen wieder in die Schieblade zurücklegen, aber Gitel nahm es ihm aus der Hand, um sich an dem Anblick der gewonnenen drei Gulden zu weiden. Aber sie mochte zählen und rechnen, wie sie auch wollte, es waren nicht mehr als fünf Gulden dreißig Kreuzer zu sehen.

Jankel lächelte gezwungen, aber Gitel's Scharfblick konnte er nicht täuschen. „Du," sagte er, „hast jedenfalls gewonnen. Habe ich die drei Gulden, nun dann ist's ja gut,

habe ich sie aber nicht, so hast Du doch Recht gehabt, und mehr wollt ihr Frauen ja nicht."

Daß Jankel so gegen alle sonstige Gepflogenheit seine wirklich bessere Hälfte mit allen anderen Frauen in einen und denselben Topf warf, hätte diese wirklich übel nehmen können. Aber ihr gutes, frommes Gemüth sah in dieser Bemerkung nur ein Symptom der ungewöhnlichen Erregung ihres Mannes. Als wenn nichts vorgefallen wäre, legte sie ihr nasses Aufziehtuch, mit welchem sie eben ihr Wohnzimmer zur Ehre des Sabbat scheuern wollte, aus der Hand und fragte ihren Mann, was es denn wirklich Neues auf dem Gut gegeben habe.

„Die Kathinka," erzählte Jankel, „hat von ihrem Bräutigam, dem Hofknecht Ignaz, ein ganzes Lotterieloos schon vor vier Wochen geschenkt bekommen. Sie braucht aber auf Sonntag eine neue Haube und hat das Geld nicht dazu. Sie wollte mir nun das Loos verkaufen, damit sie sich ihren Kopfputz anschaffen kann. Was das Loos gekostet hat, weiß ich nicht, aber 20 Gulden ist das wenigste. Sie wollte es mir für zehn lassen. Davon konnte nun gar keine Rede sein, da ich doch nur fünf Gulden besitze; sie hält mich für einen Baron Rothschild; aber was ist mir damit geholfen?"

„Was Dir damit geholfen ist?" warf Gitel ein, „mit dieser hohen Meinung von Deinen großen Kapitalien ist Dir Alles geholfen. Wo würden Dir die Leute etwas anbieten und verkaufen und Dir ruhig jeden Credit gewähren, wenn sie eine Ahnung von unseren dürftigen Verhältnissen hätten! Du hast doch das Loos nicht gekauft?"

„Nein, und sie ging sogar bis auf drei Gulden herunter, aber ich konnte mich nicht entschließen."

„Wie viel hätten wir mit dem Loos gewonnen?“ fragte Gitel.

„Beim höchsten Treffer wären 300 000 Gulden herausgekommen.“

„Aber es wäre auch möglich, daß man nichts gewinnt?“

„Allerdings, und daß man sogar den Einsatz verliert.“

„Dann,“ meinte Gitel, „hast Du Recht gehabt, daß Du das Loos nicht gekauft hast. Und wenn auch das Loos mit dem höchsten Treffer herausgekommen wäre, wie hätten wir das erfahren?“

„Das kann man erfahren,“ meinte überlegen Jankel. „Rabbi Löb Bamberger bekommt jeden Tag von Wien die Zeitung, da steht Alles drin. — Aber das sind alles Hewel Hawolim. Erstens hätten wir doch auch nichts gewinnen können und zweitens hätte es Rischus bei dem Gutsherrn und bei der Hofmagd gemacht, wenn wir mit dem Loos von der Kathinka 300 000 Gulden gewonnen hätten.“

„Für 300 000 Gulden hätte ich mir schon etwas Rischus gefallen lassen,“ meinte Gitel. „Aber so ist es gewiß besser. Es ist gut, daß Du das Geschäft nicht gemacht hast.“

Damit war die Angelegenheit am Freitag erledigt. — Aber am Sabbat-Nachmittag, just um die Stunde, als wir den Leser in Jankel's ärmliche Wohnung führten, kam dieser wieder auf die Sache zurück.

„Ich lese da eben von Korach's Reichthum und ich weiß doch nicht, ob ich recht gethan habe, das Geschäft mit der Kathinka so von der Hand zu weisen. Sie hat mir Zeit bis heute Abend nach Hawdolo (Sabbat-Ausgang) gelassen und wenn ich nicht hingehe, ist auch zu befürchten, daß sie den rothen

Leiser in's Vertrauen zieht und für die Folge alle Geschäfte mit ihm macht."

Gitel, die schon im Begriffe war einzuschlafen, schnellte wie elektrisirt in die Höhe. „Daß Du an Schabbos gar von solchen Sachen reden magst, ist gewiß eine Awera (Sünde). Was sollen wir uns auch in so große Geschäfte einlassen? Haben wir's nöthig, unsere ganze Baarschaft auf eine einzige Karte zu setzen? Es ist wahr, wir haben wenig, aber wir brauchen auch wenig. Wir haben doch jeden Tag Kaffee mit Kartoffeln und Zwiebeln und fast jeden Tag Brod. Am Schabbos haben wir Fleisch, Fische und Rosinenwein, wie der erste Kozin, was wollen wir noch mehr?"

„300 000 Gulden ist viel Geld," meinte Jankel.

„Und fünf Gulden wagen, heißt unsere ganze Baarschaft auf's Spiel setzen; was machen wir, wenn das Loos nicht herauskommt?" entgegnete Gitel.

Als Antwort auf die Frage folgte ein tiefes, friedliches Schnarchen. Der Sabbat-Nachmittag-Schlaf ist stärker, als alle glänzenden Gewinnaussichten. Gitel nahm ihre Lektüre in dem Frauen-Erbauungsbuch wieder auf. Wir wissen bereits, daß heute die Geschichte von Korach im Gotteshause aus der Thora vorgelesen wurde. Die wunderbare Begebenheit fand Gitel in ihrem Zeeno Ureno wunderbar schön erklärt. Wie es zwei weise Leute in alter Zeit gab, einen unter den Juden, das war Korach, und einen unter den Heiden, das war Haman. Der eine ging durch seinen Reichthum unter, der andere kam durch seinen Reichthum in die Höhe, aber in die halsbrecherische Höhe von 50 Ellen, die sein Galgen maß. Beide wurden durch die Ehrsucht ihrer Frauen in's Verderben gestürzt. Gitel fand es wunderbar, wie das Alles zu ihrer

augenblicklichen Lage paßte und schätzte sich glücklich, daß sie die Sucht, auf so waghalsige Weise reich zu werden, sofort bei ihrem Manne im Keime erstickt habe. Aber Korach war noch nicht versunken, als auch Gitel bereits in Schlaf versunken war.

Jetzt waren alle Meinungsverschiedenheiten gelichtet und alle Sorgen hatten ihr Ende erreicht. — Zehn starke Dinge, sagt ein jüdischer Weiser des Talmud, giebt es in der Welt, aber der Schlaf ist der stärkste von allen. Stark ist der Berg, aber das Eisen ist stärker, es durchbohrt ihn. Stark ist das Eisen, aber das Feuer schmiedet es. Stark ist das Feuer, aber das Wasser löscht es. Stark ist das Wasser, aber die Wolken tragen es. Stark sind die Wolken, aber der Wind zerstreut sie. Stark ist der Wind, aber der menschliche Körper trotzt ihm. Stark ist der Körper, aber die Furcht bricht ihn. Stark ist die Furcht, aber der Wein verscheucht sie. Stark ist der Wein, und der Schlaf bewältigt ihn.

Wenn das vom gewöhnlichen Schlaf gilt, so gilt es noch mehr vom Schabbos-Nachmittag-Schlaf, dem die Helden unserer Erzählung nun ihren Tribut zollen.

II.

In einer der lebhaftesten Straßen der Leopoldstadt zu Wien fallen uns unter den vielen Passanten dieses von Juden besonders stark frequentirten Stadttheils zwei Personen auf, die beide fein gekleidet, die Häuser musternd, hin- und hergingen. Daß es keine Fensterpromenaden waren, die etwa einem geliebten Gegenstand galten, das lehrte ein Blick auf die beiden Suchenden. Trotz des kostbaren Pelzes, des neuen Cylinders in modernster Façon und der feierlichen, über das

vatermörderische Niveau hinausragenden Stehkragen, und obwohl die Toilette der beiden Herren bis auf die kleinsten Details zum Verwechseln ähnlich waren, trat der Unterschied zwischen den zwei Passanten noch auch im Aeußeren auf den ersten Blick zu Tage. Der Eine, ein Mann in den vierziger Jahren, gerirte sich in seinen neuen Kleidern, wie sich etwa David in der Panzerkleidung bewegt haben mochte, als er den Kampf mit Goliath aufnehmen sollte. Sie war ihm ungewohnt und unbequem und jeder Schritt, jede Bewegung verriethen dies dem aufmerksamen Beobachter. Es war Niemand anders, als Jankele Goldberger, begleitet von Rabbi Löb Lemberger, der mit der Grandezza eines englischen Lord neben Jankele herschritt und als dessen Cicerone fungirte.

Der aufmerksame Leser hat es gewiß ohne großen Scharfsinn bereits errathen, wieso die beiden Herren nach Wien kamen, so daß wir nur einige Details nachzutragen brauchen. Jankele hatte nach Ausgang des Sabbat, an dem wir ihn schlafend verließen, sich doch entschlossen, das Geschäft zu machen und das Loos der Kathinka für drei Gulden abzukaufen. Wer war glücklicher, als Kathinka, die nun ihren Sonntag in vollem Glanze feiern konnte, und wer war unglücklicher, als Jankele von dem Augenblick an, in dem er die bessere Hälfte seiner fünf Gulden dreißig Kreuzer um ein Stück Papier von sehr problematischem Werthe hingegeben hatte! Einige Tage verschwieg er den Handel seiner Frau, vor der er seit ihrer zwanzigjährigen Ehe noch niemals ein Geheimniß hatte. Diese Geheimnißthuerei drückte ihm vollends schier das Herz ab. Aber er hatte den Muth nicht, seiner soliden, ruhig und kühl erwägenden Gitel das Geschehene mitzutheilen, obwohl es ihr nicht lange Geheimniß bleiben konnte.

In seiner Verzweiflung ging Jankele am Mittwoch darauf zu Rabbi Löb Lemberger und schüttete ihm sein bekümmertes Herz aus. Er erzählte dem Manne Alles, was ihn drückte und schloß mit der Bemerkung:

„Ist das nicht ein wunderbarer Fall? Unsere Weisen sagen: Je mehr Geld, desto mehr Sorgen! Und ich habe das Geld noch nicht, aber die Sorgen sind bereits da. Was soll ich anfangen? Hätte ich nur meiner Frau gefolgt, aber jetzt ist's zu spät; wie kriege ich meinen Scholaum Bajis (Hausfrieden) wieder?"

Rabbi Löb, der ein seelenguter und dabei lebenskluger Mann war, sah Jankel lächelnd an und meinte, „wenn man alle Sorgen so leicht bannen könnte, wie diese da, dann wäre es nicht schlimm. Das Loos," sagte er, „das heute über drei Wochen gezogen wird, ist mehr als das zehnfache dessen werth, was Ihr dafür gegeben habt. Wenn Ihr wirklich so in Verlegenheit seid über das, was Ihr gethan habt, so will ich Euch das Loos abkaufen und gebe Euch noch zwei Gulden mehr dafür, als es Euch gekostet hat."

Da blitzte Jankel plötzlich der Gedanke durch den Kopf: Wenn die Sache so steht, dann wäre ich doch ein Narr, wenn ich so ein Papier verkaufen sollte, das mich in drei Wochen zu einem reichen Mann machen konnte! Aber er war doch in peinlicher Verlegenheit Rabbi Löb gegenüber. Einen solchen geraden, glatten Ausweg hätte er sich nicht gedacht und noch zwei Gulden Gewinn dazu, und nun sollte er, der um einen Rath zu erbeten kam, einen solchen Rath von sich weisen.

Einen Augenblick schwankte Jankel, aber füglich behielt doch die Aussicht auf den großen Treffer die Oberhand.

„Nein, Rabbi Löb," erwiederte er mit einer Feinheit, die dem geriebensten Diplomaten Ehre gemacht hätte, „so war's nicht gemeint, daß Ihr mir mit Eurem Geld aus der Klemme helfen sollt. Ich hab' mir's eingebrockt und ich muß es auch selber ausessen. Von Euch wollte ich nur Eure Meinung darüber hören, ob Ihr glaubt, daß das Loos wirklich gezogen wird oder nicht. Sagt Ihr: Ja, nun dann behalte ich's und kann dafür schon die Beklemmung drei Wochen lang hinnehmen, vor meinem Gitelleben einen Ssod (Geheimniß) zu haben. Sagt Ihr aber nein, das Loos kommt nicht heraus, wie kann ich Euch dann zumuthen, daß Ihr ein leeres Stück Papier für fünf Gulden kaufen sollt?"

Rabbi Löb Lemberger erkannte sofort die ganze Situation. Jankel war ein braver, fleißiger Mann, den es drückte, vor seiner wackeren Frau ein Geheimniß zu haben. Aber so groß diese Beklemmung war, so war seine Sucht auf leichte, schnelle Art reich zu werden, doch viel größer.

„Ob das Loos mit dem Treffer herauskommt," entgegnete Rabbi Löb Lemberger, „das weiß ich so wenig, wie Ihr heute wissen könnt, was morgen Trumpf ist. Aber so viel kann ich Euch sagen, daß es tausendmal eher nicht herauskommt als ja. Ich hätte Euch das Loos abgekauft, nicht weil ich glaube, daß es herauskommen wird, sondern um Euch einen Gefallen zu thun. Wenn Ihr morgen nach Krakau fahren wollt, könnt Ihr bei meinem Banquier zwanzig, vielleicht auch fünfundzwanzig Gulden dafür bekommen. Wenn Ihr wollt, gebe ich Euch einen Brief an ihn mit, dann werdet Ihr reell behandelt oder wenn Ihr mir das Vertrauen schenkt, so könnt Ihr die Reise sparen; ich schicke Euch dann das Loos direkt per Post nach Krakau."

„Als Jankel hörte, daß man in Krakau für sein Loos 20 oder gar 25 Gulden zahle, da stand es bei ihm fest, daß er es nimmermehr verkaufen wolle. Aber diesen Entschluß theilte er Rabbi Löb Lemberger nicht mit. Diesem sagte er, wie dankbar er ihm für Alles sei, was er ihm da gesagt habe, er wolle nun vor allen Dingen sein Herz von der Last dieses Geheimnisses frei machen und seiner Gitel Alles bekennen und dann ihren Rath hören.

Dieses that auch Jankel, wenn auch schweren Herzens. Gitel seufzte tief auf, als sie den Bericht ihres Mannes hörte, und die düsteren Furchen ihrer Stirne wollten auch nicht vor der Botschaft weichen, daß man das Loos jeden Augenblick für vielleicht 25 Gulden verkaufen könne.

Sie blieb, nachdem Jankel geendigt hatte, noch einige Minuten in düsteres Hinbrüten versunken und sah dann ihrem Mann mit Thränen in den Augen in das erregte Antlitz.

„Du kannst es mir glauben," so brach sie denn das peinliche Schweigen, „das Loos bringt uns keinen Segen. Wenn man so wie Du, heimlicher Weise mit den sauer erworbenen Kreuzern spielt, die fast unser ganzes Hab und Gut ausmachen, so kann da keine Brocho darin stecken. Wenn wir die drei Gulden verlieren, habe ich keinen Verdruß daran, wenn es Dir zur Lehre dienen wird. Und wenn wir Hunderttausende damit gewinnen, habe ich keine Freude daran, falls Du auf diesem Wege fortfährst, wie ein leichtsinniger Spieler zu handeln. Jtzt ist Dir aber jedenfalls Dein Weg vorgeschrieben. Du bringst das Loos zu Rabbi Löb, der soll's nach Krakau schicken und was wir dafür bekommen ist zu Gutem."

„Liebe Frau," meinte Jankel, „wir wollen über die Sache noch einmal schlafen und morgen unseren Entschluß fassen.

Du bist aufgeregt und hast ja nicht einmal ein Wort der Anerkennung für Deinen Mann übrig, der eine Sache für drei Gulden kauft, die unter Brüdern zwanzig und fünfundzwanzig Gulden werth ist. Meinst Du denn, die Banquiers in Krakau sind Narren, daß sie für eine Sache, die nichts werth ist, fünfundzwanzig Gulden zahlen? Und wenn Rabbi Löb nun das Loos gar nicht nach Krakau schickt, sondern es behält und mir aus seiner Tasche die fünfundzwanzig Gulden zahlt, und es kommt heute über drei Wochen mit 300 000 Gulden heraus, so gehören sie Rabbi Löb Lemberger und Du hast Dich und Deine Kinder um diese Summe gebracht! Willst Du das verantworten?"

Gitel war betroffen von der ungewöhnlichen aufbrausenden Heftigkeit, mit welcher Jankel diese Argumente geltend machte. Mehr als sie es wußte, ahnte sie aus diesem Gebahren, wie die Sucht nach Reichthum sich schon so tief in das sonst so edle Herz des Gatten eingefressen hatte.

Sie schwieg und weinte zwei große Thränen, die Jankel bestimmten, für dieses Mal abzubrechen. Aber am anderen Tag ging der Streit von neuem los und steigerte sich von Tag zu Tag während der drei Wochen, die zwischen der Ziehung lagen. Der Frieden und das Glück dieser Familie, welche durch jede gemeinsam getragene Sorge und Arbeit seit zwanzig Jahren von Tag zu Tag mehr gefestigt wurden, waren durch die bloße Möglichkeit der Aussicht auf Reichthum in wenigen Tagen auf's ernstlichste gefährdet.

So kam der Ziehungstag heran. Jankel hatte sich während dieser Zeit nicht mehr bei Rabbi Löb Lemberger blicken lassen. Dieser schien die ganze Sache vergessen zu haben, als an dem entscheidenden Mittwoch Morgens früh nach dem

Gottesdienst Jankel in Rabbi Löb's Schreibstube gestürmt kam mit der Frage, ob sein Loos herausgekommen sei.

Rabbi Löb mußte unwillkürlich erschrecken, als er in den Zügen Jankels die Veränderung gewahrte, welche die jüngsten Wochen bewirkt hatten.

„Habt Ihr schon Kaffee getrunken?" fragte Rabbi Löb leutselig.

Aber Jankel hielt diese Freundlichkeit für eine heuchlerische Maske, mit welcher er auf andere Gedanken gebracht und von dem Gegenstande abgelenkt werden sollte, der ihn seit drei Wochen früh und spät, im Schlaf und Wachen, beschäftigte. Wer weiß, dachte er bei sich, vielleicht hat er das Geld schon in Händen und will es durch seine Liebenswürdigkeit durch einen billigen Kaufpreis an sich reißen.

Es hätte nicht der Menschenkenntniß eines Rabbi Löb Lemberger bedurft, um aus den finsteren Blicken und tiefgefurchten Mienen Jankel's diesen schwarzen Verdacht herauszulesen.

Er klopfte Jankel treuherzig auf die Schulter und sagte: „Jankel, Jankel, Ihr seid auf einem falschen, gefährlichen Wege, wenn Ihr Euer Herz an solche Luftschlösser hängt. Ich kann Euch jetzt noch das Loos verkaufen, wenn Ihr die Kosten eines Telegramms vorlegen wollt. Ihr habt heute noch nichts zu Euch genommen; trinkt mit mir ein Schälchen Kaffee und dann könen wir ruhig über die Sache sprechen. Ich meine, fünfundzwanzig Gulden sicher in der Tasche, wäre mehr werth, als 300 000 Gulden, die Ihr auf natürlichem Weg Euer Lebtag nicht bekommt."

„Ich trinke keinen Kaffee; ich faste heute. Wollt Ihr

mir sagen, ob mein Loos gezogen worden ist, oder nicht?" fragte Jankel finsteren Blicks.

„Ihr fastet heute? Wißt Ihr schon nicht mehr, daß heute Rosch Chodesch (Neumondstag) ist? Und Ihr glaubt wirklich ein gottgefälliges Werk damit zu thun? Meinetwegen. Aber das kann ich Euch sagen, daß die Leute, welche die Ziehung in Wien vornehmen, heute nicht fasten. Die trinken ihren Kaffee, essen zu Mittag, und spät Nachmittags wird erst das Loos gezogen oder nicht gezogen. Morgen kommt's in die Zeitungen; die ausführliche Liste erscheint erst einen Tag später, diese kann vor Schabbos nicht hier sein. Die Zeitungen bleiben mit den Geschäftsbriefen bis nach Ausgang des Sabbat liegen; vorher ist es nicht möglich, ein Resultat zu erfahren."

Dies leuchtete Jankel ein, und er verließ mürrischen Gesichtes das Haus; geplagt von dem Bewußtsein, noch drei bis vier Tage in diesem Hangen und Bangen verbringen zu müssen. Gitel wußte schon, als ihr Mann länger als sonst von der Synagoge ausblieb, den Grund dieses langen Ausbeibens. Neugierig wartete sie am Fenster die Rückkunft ihres Mannes ab, und als sie von der Ferne schon die finstere Gluth und den verstörten Blick funkelnd unheimlich leuchten sah, so glaubte sie schon, ihr Mann bringe die Hiobsbotschaft, daß das Loos nicht gezogen und die darauf verschwendete Summe von drei Gulden rettungslos verloren sei.

Während infolgedessen eine der unliebsamen häuslichen Scenen erfolgte, an welchen die jüngsten Wochen so reich waren, ging Rabbi Löb Lemberger gedankenvoll in seinem Zimmer auf und ab. Das Schicksal des armen, redlichen Mannes ging ihm nahe. Er sah da so klar die demoralisirende, dämonische Macht des Geldes, welches Unheil die bloße Aussicht auf seinen

Besitz hier bereits gestiftet hatte. Wenn die ungleiche Vertheilung der irdischen Güter sein edles Herz oft mit vieler Bitterkeit erfüllt hatte, so lernte er jetzt die Wege der göttlichen Vorsehung ahnen, welche in dem, was sie dem Armen versagte, wohl eine noch größere Liebe bekundet, als in dem, was sie gewährt.

Rabbi Löb hätte zu gerne einmal mit seinen Augen gesehen, was aus Jankel und seiner Familie wohl werden würde, wenn sie wirklich über Nacht in die Lage kämen, über Hunderttausende zu verfügen. Gerne hätte er Jankel schon deshalb den höchsten Treffer gewünscht. Aber dann schlug er sich vor die Stirne und mußte über sich selber staunen, wie er im Ernst auch nur an die Möglichkeit denken konnte. Er ging an seine Arbeit, sah die eingelaufenen Korrespondenzen durch, warf einen Blick in die neuesten Zeitungen, aber der Gedanke an Jankel kam ihm nicht aus dem Sinn.

„Möglich ist bei Gott Alles," sagte Rabbi Löb halblaut vor sich hin, „eine Depesche ist mir der Spaß schon werth." Als wenn er sich unter dem Bann eines unbekannten Etwas bewegte, telegraphirte er um Drahtbericht nach Wien über die Nummern, auf welche die höchsten Treffer der heutigen Ziehung fielen.

Kaum hatte er jedoch das Telegramm aufgegeben, als es ihn reuete, einer solchen Schrulle nachgegeben zu haben. — Heute Abend sind wir aus dem Cholem. Morgen kann ich Jankel seine Ruhe wiedergeben, sobald ich ihm schwarz auf weiß zeigen kann, daß er ein Narr war, solchen abenteuerlichen Gedanken das Glück seines Lebens zu opfern.

— — — — — — — — — — — — — — —

III.

Die Anwesenheit Jankel Goldbergers und Rabbi Löb Lembergers in der Wiener Leopoldstadt haben dem Leser den Gang der Ereignisse bereits im voraus verrathen. Das Unwahrscheinliche war eingetroffen. Jankels Loos war zwar nicht mit dem höchsten, aber doch mit dem zweithöchsten Treffer herausgekommen. 200 000 Gulden! Als Rabbi Löb davon Jankel die Mittheilung machte, war Jankels erster Gedanke, daß Rabbi Löb ihm 100 000 Gulden unterschlagen habe. Er hatte so sicher auf 300 000 Gulden gerechnet, daß er sich das Fehlen der übrigen 100 000 Gulden nicht anders erklären konnte.

Es gelang Rabbi Löb diesen schwarzen Verdacht so vollständig von sich abzulenken, daß ihn Jankel nun endlich um Rath fragte, was er mit dem vielen Gelde anfangen solle. Rabbi Löb meinte:

„Wer auf so unerwartete Weise plötzlich ein reicher Mann geworden ist, wie Ihr es jetzt seid, der muß zuerst einmal nicht nur Maaßer (10%), sondern Chaumesch (20%) von diesem Gelde für gute Zwecke abscheiden. Ihr habt viele blutarme Verwandte, Ihr wißt, wie arm unsere Gemeinde ist, wie schlecht es mit unseren Chebroth bestellt ist, diese sollt Ihr zuerst bedenken. Einen Theil dieses abzuschneidenden Betrages könnt Ihr Euch zurückbehalten und gut anlegen, damit, wenn unvorhergesehene, besondere Nothfälle eintreten, Ihr etwas zu ihrer Linderung beitragen könnt. Wenn Ihr damit einverstanden seid, dann will ich Euch gern mit Rath und That beistehen, wie Ihr das übrige Geld für Euch am besten verwerthen

könnt. Ihr seid heute der reichste Mann der Khillo, reicher als ich selbst; als der größte Kozin unserer Gemeinde habt Ihr auch große Verpflichtungen, welchen Ihr Euch nicht entziehen dürft."

Jankele kratzte sich hinter den Ohren. Zwanzig, nein vierzigtausend Gulden auf einmal wegzugeben, das war zu viel. Ja, wenn er seine dreimalhunderttausend Gulden richtig bekommen hätte, für diesen Fall hatte er sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, 30 000 Gulden Maaßer abzugeben, aber von 200 000 Gulden, 40 000 zu opfern, das schien ihm doch eine zu starke Zumuthung. Durch Gitel's Intervention gelang es, Jankele zu bestimmen, wenigstens 20 000 Gulden für gute Zwecke zu bewilligen; und Lemberger mußte sich damit zufrieden geben.

Als dann aber nach einiger Zeit das Geld eintraf und durch den staatlichen Steuerabzug und die sonstigen Sporteln an den Collecteur die 200 000 Gulden schon sofort erheblich reducirt wurden, hielt sich Jankele bereits für einen ruinirten Mann, fühlte sich so unzufrieden und unglücklich wie niemals zu Zeiten seiner bittersten Armuth und machte sich Vorwürfe, daß er so leichtsinnig auf Rabbi Lemberger's Vorschläge eingegangen war.

Dazu kam noch folgender Umstand. — Jankel gehörte nicht zu den Leuten, die lieber reich scheinen, als reich sein wollen. Er zog es vor, arm zu scheinen und reich zu sein. Er hatte daher mit Rabbi Löb Lemberger und seiner Gitel verabredet, daß das große ihnen widerfahrene Glück vor der Welt ein Geheimniß sein und bleiben solle. Aber wie's nun einmal in der Welt geht, die Sache wurde ruchbar, und nun war Jankels Ruhe vollständig hin. Die Armen aus Nah und Fern

suchten ihn auf. Kathinka und ihr Bräutigam drohten ihm mit einem Prozeß, wenn er ihnen nicht die Hälfte des Geldes herausgäbe. Obwohl er den ganzen Betrag in Rabbi Löb's feuerfesten Geldschrank niedergelegt und noch keinen Kreuzer in sein ärmliches Haus gebracht hatte, zitterte er Tag und Nacht vor Dieben und Einbrechern. Seine Ruhe war hin und es stand bei ihm fest, daß er nicht mehr länger in U. bleiben könne, was auch Rabbi Löb einräumte.

„Ihr müßt weit fort, Jankel, am besten geht Ihr nach Wien," meinte Rabbi Löb, „und wenn Ihr wollt, werde ich Euch begleiten und dort eine Wohnung und eine Beschäftigung suchen. Ihr müßt Euch, sowie Eurer Frau und den Kindern zunächst neue Kleider machen lassen, denn Euren Schabbosrock könnt Ihr in Wien nicht einmal an Wochentagen tragen."

Dieser Plan leuchtete Jankel ein und einige Wochen nach den Feiertagen siedelte die Famalie Jankel Goldberger nach Wien über, begleitet von ihrem treuen Mentor, Rabbi Löb Lemberger. —

Als wir den beiden Männern am Anfang des vorigen Kapitels in der Leopoldstadt begegneten, waren sie eben auf der Suche nach einer geeigneten Wohnung, die sie auch bald fanden, und zwar ganz in der Nähe der „Schiffschul'", so daß Jankel, wie er es gewöhnt war, früh und spät das Gotteshaus zum gemeinsamen Gebet bequem besuchen konnte. Eine geeignete Beschäftigung war schwerer für Jankele zu finden. Von der Kunst des Lesens und Schreibens hatte er keinen Hochschein. Rabbi Löb tröstete ihn, daß sich mit der Zeit auch ein geeignetes Geschäft finden werde. Einstweilen legte er ihm sein Geld in guten, zinstragenden Papieren an, deponirte dasselbe bei seinem Banquier, wo Jankel die fälligen Zinsen jederzeit in

Empfang nehmen konnte. Nach Abzug des Maaßer, der Steuern, Umzugs- und Einrichtungskosten waren Jankel noch rund 160 000 Gulden geblieben von deren Ertrag er mit seiner Familie mehr als reichlich leben konnte, auch wenn sich kein geeignetes Geschäft so bald finden sollte.

Rabbi Löb Lemberger's Mission war erfüllt, er war im Begriff wieder nach Hause zu reisen. Der Abschied ging der Familie ungemein nahe; sie hatte das Gefühl, als ob mit dem Weggehen Rabbi Löb's der letzte Faden zerrissen wäre, der sie mit ihrem Heimathsort und der ganzen Vergangenheit verband, die nun einer so glänzenden Gegenwart Platz gemacht hatte. — Als sich Rabbi Löb verabschieden wollte, überreichte ihm Jankel als Ausdruck des Dankes für alles ihm Geleistete einen kostbaren Ring und einen Brillantschmuck für Frau Rabbi Löb. Rabbi Löb nahm den Schmuck dankbar an, bewunderte als Kenner die theueren, reinen Steine und die tadellose Fassung, dann aber gab er den Schmuck wieder zurück.

„Jankel," sagte Rabbi Löb, „Ihr und Eure Frau seid noch junge Leute, der Schmuck ist etwas für Euch und Ihr ihn mit Gesundheit tragen. Meine Frau und ich sind zu alt dazu und in U. würden uns die Leute nachlaufen, wenn wir mit solchem Schmuck über die Gasse gingen. Aber für Euch hier in der großen, glänzenden Kaiserstadt passen diese herrlichen Sachen. Ich nehme nichts als meine baaren Auslagen, die Ihr mir ja schon gegeben habt. Aber, wenn ich Euch um etwas bitten darf, so gebt mir als Andenken an das Neß (Wunder), das Euch widerfahren ist, Euer ledernes Geldbeutelchen, worin Ihr Eure 5 Gulden 30 Kreuzer aufbewahrt hattet. Ich will es mit nach Hause nehmen, damit meine Kinder ein greifbares

Zeichen für Gottes Wunderwalten in Händen haben, und Eure Geschichte ihren Kinder weiter erzählen."

„Nichts als das?" meinte Gitel und ging über die Schieblade ihrer alten Kommode, die sie noch von zu Hause mitgenommen hatte, weil sie sich davon nicht so leicht trennen konnte, und überreichte nach einigem Suchen Rabbi Löb das Gewünschte.

„Wie wäre es, Rabbi Löb," meinte Jankel, „wenn Ihr Euer Haus und Geschäft in U. verkaufen und auch hierherziehen würdet? Wir könnten dann zusammen ein Geschäft anfangen und es wäre vielleicht uns Beiden geholfen."

„Daraus wird nichts, Jankel. Das Holzgeschäft, das ich schon vierzig Jahre betreibe, liegt zwar augenblicklich sehr danieder, aber das wird auch wieder besser kommen. Offen gesagt, glaube ich auch, daß wir beide viel bessere Freunde bleiben werden, wenn wir geschäftlich nichts miteinander zu theilen haben. Aber das Alles sind Chalaumos! Ich gehe von U. nicht weg. Die paar Jahre, die ich noch auf Erden bin, will ich in meiner Khille bleiben; das bin ich schon den Gräbern meiner Eltern und Großeltern schuldig, die in U. sind; das schlagt Euch somit aus dem Kopf."

„Wieso w i r nur niemals für uns auf diesen Gedanken kommen?" bemerkte Gitel verlegen. „Aus demselben Grunde hätten wir auch in U. leben und sterben und nicht hierher nach Wien ziehen sollen, wo ich eigentlich gar nicht weiß, was wir mit uns hier anfangen sollen. Ich weiß hier nicht einmal einen Platz, wo ich unser neues Geschirr tauweln kann, wie hat man das bei uns so bequem gehabt, wo der große Fluß oft zu uns in den Keller kam, wenn uns die paar Schritte zu ihm zu weit waren."

Rabbi Löb Lemberger beruhigte die wackere Frau, indem er daran erinnerte, daß sie durch ungewöhnliche Umstände zu ihrer Entfernung von der Heimath gewissermaßen gedrängt wurden.

„Aus freien Stücken wäre es Euch auch niemals eingefallen von zu Hause fort nach Wien zu gehen. Aber man kann hier in Wien auch als wackere jüdische Familie leben und Gutes thun. Ich zweifle nicht daran, daß Ihr, Frau Goldberger, hier als Esches Chajil (Bieberweib) ebenso Euch bewähren und Eure Kinder erziehen werdet, wie zu Hause. Aber Euretwegen, Jankel, bin ich nicht so ganz unbesorgt. In den jüngsten Monaten habe ich Euch viel zu beobachten Gelegenheit gehabt, und ich müßte nicht der gute Freund von Euch sein, der ich in Wirklichkeit bin, wenn ich Euch zum Abschied nicht meine Herzensmeinung über Euch offen und ehrlich sagte."

Jankel schlug die Augen nieder, denn es ging ihm die Erinnerung an das vielfache Mißtrauen durch die Seele, mit welchem er dem wackeren Ehrenmann so oft entgegengekommen war. Er wußte, daß ihn Rabbi Löb so gut und noch besser kannte, als er sich selber und er erwartete deshalb den verdienten Vorwurf.

Aber Rabbi Löb Lemberger fuhr gegen alles Erwarten fort: „Jankel, Ihr habt Euch immer als echter jüdischer Mann geführt, habt Eure Kinder jüdisch erzogen und seid zu Gott und seiner Thora gestanden in bösen und in guten Tagen. Ihr habt es verdient, daß an Euch sich das Wort unserer Weisen, gesegnet sei ihr Andenken, bewähre: „Wer die Thora in Armuth hält, wird sie am Ende auch in Reichthum halten." Aber sie haben auch gesagt: „Wer sie im Reichthum preisgiebt, der wird sie noch am Ende aus Armuth preisgeben."

Bei diesen Worten hatte Rabbi Löb mahnend den Zeigefinger der rechten Hand erhoben, aber Jankel sah dem Sprecher dreist in's Gesicht, er war sicher, derartiges sei bei ihm nicht zu befürchten.

Aber Rabbi Löb fuhr ruhig in gedämpftem Tone fort, damit es die anwesenden Kinder nicht hören konnten: „Jankel, Ihr habt einen großen Fehler und der kann Euch unglücklich machen, er kann Euch um diese und die andere Welt bringen, er kann Euch und Weib und Kind in's Elend bringen, Ihr hängt zu sehr am Geld! Ihr seid ein Rodef achar Hamomon, Ihr seid in Gefahr auf der Jagd nach Geld, viel, viel von Eurer Bravheit und Frömmigkeit zu verlieren. — Seht mich nicht so stier an, ich will Euch gewiß nicht zu nahe treten. Ihr werdet im schlimmsten Falle nicht viel schlechter sein, als die anderen Glücks- und Geldjäger alle, welche die Sucht nach Geld in ihren Krallen hat. Aber die anderen haben keine so reine, makellose Vergangenheit hinter sich wie Ihr, keine Eltern wie Ihr, keine Khillo wir Ihr, keine Gitel wie Ihr; Ihr würdet es schwerer als die anderen zu verantworten haben, wenn Ihr den Gefahren erliegen würdet, deren das Leben in einer Großstadt so viele für Eure Bravheit hat. Und nun seid tausenmal mauchel, daß ich Euch zu guter letzt solche Sachen sage. Aber, wenn ich es jetzt nicht thue, wann dann? Wer weiß, ob wir uns je wiedersehen. Wenn Ihr mich braucht, so dürft Ihr nur schreiben und ich bin da; aber jetzt lebt wohl und bleibt, wie Ihr bis dahin waret."

Mit diesen Worten riß sich Rabbi Löb los, eilte in die bereitstehende Droschke und fuhr nach dem Bahnhof ab, jede Begleitung ablehnend. Die ganze Familie sandte ihrem Wohlthäter den Ahronssegen und die besten Wünsche nach. Jetzt

waren sie allein, und sie fühlten sich um so verlassener und vereinsamter, je größer der Prunk war, der sie umgab.

So wenig nach den Begriffen der Großstadt auch von einer prunkvollen Einrichtung und Ausstattung der Wohnung die Rede sein konnte, so waren doch im Vergleich zu dem tannenen Tisch, der hölzernen Bank, den rohen Stühlen von zu Hause, die bescheidensten Wiener Rohrstühle, der große Ausziehtisch und jedes einzelne Stück der Einrichtung ein Luxus in den Augen der neuen Besitzer. Sie wußten nicht, was sie mit all der Herrlichkeit anfangen sollten. Der älteste Sohn öffnete die Gashahnen, um zu sehen, wie die Luft brennt, der andere klingelte unaufhörlich, um sich am Geläute der Hausglocken zu ergötzen, die älteste Tochter öffnete die Wasserleitung und rief Alle zusammen, um diesen Wasserfall anzustaunen. Am ersten hatte Gitel sich mit dem praktischen Blick der Hausfrau orientirt. Sie fand aus dem Chaos etwas heraus, das allen geläufig und heimisch war, die glänzende russische Theemaschine in der Mitte des Tisches, den Samowar. Wo der nächste Spezereihändler wohnte, bei dem man Thee und Zucker kaufen konnte, hatten die Kinder längst herausgefunden. Den Samowar hatten sie noch von zu Hause mitgebracht, er war ein Abschiedsgeschenk des Rabbiners. Die neuen porzellanenen Tassen in der Küche waren noch nicht getauwelt. Sie tranken daher ihren Thee aus den alten irdenen Töpfchen von zu Hause, aus welchen er viel besser schmeckte, als aus den neumodischen weißen Tassen, die zu zerbrechen drohten, wenn man sie recht ansah.

Beim Thee, wo ein jeder Trunk an U. erinnerte, konnte man auch in Wien recht glücklich leben. Sie hatten in U. auch ihren Empfangssalon, ihr Schlaf-, Speise- und Kinderzimmer

wie hier in Wien. Nur war zu Hause Alles insofern bequemer, als diese Appartements alle in einem und demselben Raume vereinigt waren, während sie hier über eine ganze Etage vertheilt auseinanderlagen. An die spiegelglatten Parquetböden im Vergleiche zu den soliden, mit Sand bestreuten Tannendielen von zu Hause, mußten sie sich auch noch gewöhnen. Aber wenn sie diese und ähnliche unvermeidlichen Anhängsel der Großstadt erst überwunden hatten, durften sie auch hier das Glück zu finden hoffen, dessen sie sich zu Hause erfreut hatten.

IV.

Dreimal täglich besuchte Jankel die Synagoge, und Abends das Bes Hamidrasch. Er konnte selbst nicht lernen, aber er hörte gerne zu, wenn gelernt wurde, und er wußte, daß der Besuch des Lehrhauses an und für sich eine verdienstvolle That ist, auch wenn man selbst nichts vom Lernen versteht. Oft spazierte Jankel durch die Straßen der Stadt, besah die Buden und Geschäfte, immer in der Hoffnung etwas zu finden, was für ihn eine Beschäftigung abwerfen könnte. Einigemale hatte er sich auch so gründlich in dem Straßenlabyrinth verirrt, daß es ihm schwer fiel, wieder seine Wohnung aufzufinden. Die zwei Knaben gingen zur Schule und lernten lesen und schreiben. Dies ebenfalls zu können, hatte Jankel längst gewünscht und er ließ sich täglich nach beendigter Schulzeit von seinen Knaben das zeigen, was sie heute gelernt hatten. Auf diese Weise lernte Jankel endlich auch die Kunst des Schreibens und Lesens.

Die Knaben brachten von ihrer Schule auch vieles mit nach Hause, woran die Eltern Anstoß nahmen. Schmul und Mendel, so hießen die beiden Söhne, hatten viel in der Schule

wegen dieser Namen zu leiden. Gitel erfuhr auch zu ihrem Schrecken, daß ihre Kinder während der ganzen Schulzeit unbedeckten Hauptes sitzen, daß man sie durch Verlockung und Drohung bestimmen wollte, am Sabbat zu schreiben und vieles andere mehr, was ihr schier das Herz abdrückte. Dazu kam noch, daß sie Alle mit ihrem neuen Glück nichts anzufangen wußten. Es war ihnen Alles so fremd, und sie standen dem neuen Leben so unbeholfen und linkisch gegenüber, daß sie ihres Aufenthalts in der prächtigen Kaiserstadt nicht froh werden konnten. Gitel hatte zwar ein schönes Plätzchen zum Tauweln ihrer Töpfe und Tassen gefunden, aber was sie dagegen verloren hatte, wog diesen Gewinn nicht auf. Ihr Mann war, seitdem er keine Beschäftigung mehr hatte, launisch und hochfahrend. Seitdem er zu schreiben und zu lesen angefangen hatte, ging er darin so vollständig auf, daß ihm seine Umgebung ganz gleichgültig geworden war. Stundenlang konnte er buchstabiren und schreiben, ohne für Weib und Kind auch nur ein Wort oder einen Blick übrig zu haben. Dabei versäumte er den Besuch des Bethauses nie, und ebensowenig den des Lehrhauses; ja er war immer unter den zehn ersten Besuchern dieser heiligen Stätten.

Als Jankel eines Abends wieder in das Bes Hamidrasch ging, machte er dort eine Bekanntschaft, die bedeutungsvoll für die Helden unserer Erzählung werden sollte. Ein junger Mann sagte Kaddisch nach beendetem Lernen und Jankel fuhr bei den ersten Lauten wie elektrisirt in die Höhe, denn die Stimme war ihm bekannt. Unwillkürlich tritt Jankel näher; nein, das konnte kein Irrthum sein, das war Feiwel Seelenfreund, der einzige Sohn seines früheren Nachbars Nachmu Seelenfreund aus U.

Der junge Mann mochte 22 Jahre alt sein, trug einen tadellosen schwarzen Anzug und einen Flor um den Hut, ein Abzeichen, dessen Bedeutung Jankel nicht verstand. Aber Feiwels Eltern hatten noch vor einem halben Jahre gelebt und waren gesund und munter beim Abschied von U. Jankel hatte Niemanden in U. gesagt, daß er nach Wien übersiedele, sonst hätte er die Unannehmlichkeiten, denen er zu Hause aus dem Wege gehen wollte, auch in Wien gehabt. Deshalb hatten ihm Reb Nochum und Frau auch keine Grüße an ihren einzigen Sohn, an ihren Feiwel Leben mitgeben können. Dieser war schon drei Jahre bei einem kinderlosen, reichen Onkel in Wien, um das Geschäft zu erlernen und ihn wahrscheinlich später zu beerben. Er hatte zwar auch von dem fabelhaften Glück Jankel Goldbergers gehört, aber als er jetzt leibhaftig vor ihm stand, war er von diesem unerwarteten Zusammentreffen so freudig und schmerzlich betroffen, daß sein glattrasirtes, abgelebtes Gesicht glücklich und wehmüthig zugleich aufleuchtete, und daß nicht viel gefehlt hätte, daß er seinem alten, väterlichen Freunde vor allen Leuten um den Hals gefallen wäre.

Die beiden Freunde hatten sich viel zu erzählen. Sie eilten auf die Straße und Feiwel schlug Jankel vor, mit in eine Conditorei zu gehen; dort wollten sie sich einmal gründlich ausplaudern.

Jankel, der zwar schon von Narrethei, Scholet mit Ei und verschiedenen anderen Eiern gehört hatte, wußte nicht, was eine Conditorei für ein Institut ist, und hatte daher bei seinem Mißtrauen gegen alles Unbekannte wenig Gefallen an diesem Vorschlage.

„Nein, Feiwel, wir gehen nach Hause, wie wird sich meine Frau und die Kinder mit Deinem Besuche freuen, so etwas ist

uns in den sechs Monaten noch nicht vorgekommen, in welchen wir hier wohnen."

„Sechs Monate seid Ihr schon in Wien und ich weiß nichts davon? Daß mir das meine selige Mutter nicht geschrieben hat, für sie sage ich Kaddisch, sie ist vor vierzehn Tagen gestorben."

„Boruch Dajan Emmes!" rief Jankel bestürzt. „Ich habe Dich nicht fragen wollen, warum Du Kaddisch sagst; aber mir hat natürlich nichts Gutes geahnt."

Feiwel sah betroffen zu Boden. Wäre es nicht Nacht gewesen, so hätte es Jankel nicht entgehen können, wie sein Begleiter über und über roth vor Scham und Schmerz wurde. Feiwel war ein echtes Wiener Weltkind geworden. Die drei Jahre seines Wiener Aufenthaltes hatten genügt, um die jüdische Erziehung vollständig abzuwerfen, die ihm Vater und Mutter mit so viel Hingebung neunzehn Jahre lang angedeihen ließen. Aber an der Bahre der Mutter hatte er sich's gelobt, das Trauerjahr für sie wenigstens gewissenhaft zu halten. Er hatte sich einen neuen Tallis und neue Teffillin gekauft und besuchte seitdem früh und spät das Gotteshaus, um für das Seelenheil seiner Mutter Kaddisch zu sagen. Als er heute so unerwartet Jankel traf, trat mit ihm seine ganze Jugend vor die Seele. Als ihn gar Jankel mit seinem alten, echten jüdischen Namen Feiwel anredete, den er schon sofort nach seiner Ankunft in Wien gegen Ferdinand vertauscht hatte, da ging ihm eine Ahnung von der Feigheit auf, die der Namenswechsel bedeutete, daß er vor Scham an der Seite dieses schlichten, ungebildeten Mannes in den Boden hätte sinken mögen.

Aber es war nicht viel Zeit diesen Gefühlen nachzuhängen, denn schon hatte er mit Jankel dessen Wohnung erreicht

und trat nun unter die überraschte Familie. War das ein freudiges Wiedersehen! Zumal laut getroffener Verabredung die Familie heute Abend noch nichts von dem Tode der Frau Seelenfreund erfahren sollte, um eben die gegenseitige Freude durch keinen Schatten zu trüben. Feiwel war mehrere Stunden da geblieben und versprach bald wieder zu kommen. Der Besuch hatte Feiwel besonders in seiner jetzigen, gedrückten Seelenstimmung doppelt wohl gethan. Er wiederholte ihn oft und der Verkehr schien besonders für die Familie Goldberger ungemein vortheilhaft. Denn bei ihr begann nun ein neues Leben, in welches sie Niemand besser und rascher als eben Feiwel einführen konnte. Letzterer war aber in seine unjüdische, ausgeartete Lebensweise so tief versunken, daß die guten Regungen und Vorsätze zu einem besseren Lebenswandel bald wieder verflogen. Er hielt es im Gegentheil für eine rettende That, die reiche, aber ungebildete Familie ihres neuen Lebens recht froh werden zu lassen. Die letztere hatte keine Ahnung davon, daß Feiwel im Herzen und durch die That längst mit dem Judenthum und seinen Lebensvorschriften gebrochen hatte; sie vertrauten sich daher blindlings der Leitung des alten, neuen Freundes an.

Mendel und Schmul hießen jetzt bald Manfred und Siegmund und Feiwel sorgte auch dafür, daß die Kinder im Religionsunterricht unterrichtet wurden, eine Disziplin, von der Jankel sowohl als Gitel so wenig eine Ahnung hatten, als von dem, was eine Conditorei ist. Aber sie ließen Feiwel gewähren, und dieser führte die Knaben einem jungen Doktor zu, der ein Schüler Jellineks war und der leichtes Spiel hatte, aus den herrlichen Knaben moderne Juden im schlimmsten Sinne des Wortes zu machen.

Auch sich selbst vergaß Feiwel nicht. Sein alter Onkel war ein unberechenbarer Mann, der an dem Neffen und seiner Führung wenig Gefallen hatte. So tüchtig derselbe auch im Geschäfte war, so entschuldigte dies der Onkel doch nicht für den sonstigen lockeren Lebenswandel des Neffen. Dieser suchte daher sein Lebensglück auf kürzerem Wege zu machen. Er war der Familie Goldberger durch seinen Rath und gefälliges Entgegenkommen so unentbehrlich geworden, daß er keinen Augenblick daran zweifelte, er brauche nur um die älteste Tochter Malko anzuhalten, um Schwiegersohn von Jankel und Gitel Goldberger zu werden. Aber Feiwel rückte mit diesem Vorhaben nicht sofort heraus, sondern suchte sein Ziel auf einem Umweg zu erreichen, auf dem ihm noch andere große Vortheile winkten.

Als eines Abends im Familienrathe gemeinschaftlich mit Feiwel Seelenfreund wieder die Frage verhandelt wurde, ob sich für Jankel kein geeignetes Geschäft ausfindig machen lasse, meinte Feiwel, er habe nach vielem Nachdenken etwas sehr Passendes gefunden — Jankel solle Banquier werden!

„Banquier?" fragte Jankel verblüfft, „wie Schmidt und Ehlers meinst Du, bei welchem unser Geld deponirt ist?"

„Ganz so meine ich's. Was braucht Ihr Euer Geld fremden Menschen anzuvertrauen, die wer weiß wie viel daran verdienen? Die Kunst könnt Ihr gerade so gut."

„Wo denkst Du hin," wandte Gitel ein, „wir können nicht einmal schreiben und lesen und kaum rechnen, wie könnten wir Banquiers sein?"

Diese Bemerkung verletzte Jankel's Eitelkeit. Gereizt bemerkte er zu Feiwel: „Meine Frau ist sehr demüthig und bescheiden und geht darin so weit, daß sie es nicht nur für sich,

sondern auch für mich mit ist. Ich kann aber boruch Haschem lesen und schreiben."

Feiwel lächelte; er war auf dem rechten Wege. „Daß Ihr schreiben und lesen könnt, ist mir gar kein Sofek (Zweifel); habe ist doch Eure Kunst darin doch oft genug bewundert. Zudem wachsen auch Eure Kinder zum Guten heran, die Jungen können's afilu (sogar) sehr gut und die Mädchen können's auch lernen. Wenn's Euch recht ist, lern ich jeden Abend eine halbe Stunde mit ihnen, dann werden sie diese Chochmo auch bald können. Aber in allem Emmes (in Wirklichkeit) braucht man für das Geschäft nicht schreiben und lesen zu können, man braucht nur Geld dazu zu haben, und das habt Ihr boruch Haschem. Nichtsdestoweniger werdet Ihr gut thun, wenn Ihr Euch nach einem Schuttof (Compagnon) umkeht, z. B. nach einem zuverlässigen Ehrenmann wie Rabbi Löb Lemberger, hundert Jahre soll er leben."

Diesen Vorschlag hatte Feiwel nur gemacht, weil ihm schon früher mitgetheilt worden war, daß Rabbi Löb diese Offerte entschieden zurückgewiesen hatte.

„Damit ist's nichts," sagte Gitel, „er geht nicht von U. fort."

„Wie wär's," fragte Jankel, wenn Du, Feiwel, Dich an dem Geschäft betheiligen würdest?"

Der Gefragte that, als ob er dieses Angebot gar nicht gehört hätte, und verbreitete sich über das Bankfach im Allgemeinen und über Jankel als Banquier inspe insbesondere. Jankel und Gitel ihn für ein Finanz-Genie ersten Ranges Er that dies mit so viel Geläufigkeit und Sachkenntniß, daß halten mußten. Er wies seinen verdutzten Zuhörern zuerst

nach, daß es ein leichtes sei, mit einem Kapital von 160 000 Gulden in einem Jahre das Doppelte zu verdienen.

Hier mußte ihn Jankel mit der Bemerkung unterbrechen, daß er es im ersten Jahre um 20 000 Gulden billiger thue; es sei ihm zunächst nur darum zu thun, die 140 000 Gulden zu bekommen, die ihm noch an „seinen" 300 000 Gulden fehlten.

Feiwel lächelte überlegen. „Die 20 000 Gulden," meinte er, „werdet Ihr sehr gut gebrauchen können. Ihr müßt viele neue Einrichtungen anschaffen, Büreau's, Commis und feine Möbel, damit Ihr ein respektables Haus ausmacht; denn das gehört dazu. Ihr müßt in's Theater, müßt Bälle und öffentliche Vergnügungen aller Art mitmachen, damit man Euch kennen lernt, damit von Euch bei den Geldleuten gesprochen wird. — Aber es wäre doch gut, wenn Ihr noch einmal zuvor den Rath von Rabbi Löb Lemberger einholtet."

„Das ist nur nöthig," entgegnete Jankel, „wenn Du Dich nicht selbst an dem Geschäft betheiligen wirst. Bist Du aber willens, selbst Theilhaber an meinem Geschäft zu werden, so brauche ich keinen besseren Rathgeber."

Feiwel machte einige Einwendungen, ließ sich aber schließlich ohne allzugroßes Drängen zu dem überreden, woran sein ganzes Herz hing und worauf er die ganze Zeit mit jedem Schritte hingestrebt hatte. Er versprach, seine bisherige Stellung so bald als möglich aufzugeben. Sechs Wochen später war alles erledigt. Eine neue Wohnung mit schönem Comptoir ward bezogen und auf glänzender Bronceplatte war an einem der schönsten Häuser in frequenter Lage der Stadt die Aufschrift zu lesen: „Jacques Goldberger, Bankgeschäft."

V.

In seinem bequemen Fauteuil ruhte Herr Jacques, weiland Jankel Goldberger in dem Privatkabinet seines Comptoirs und war in die Lektüre der „Neuen Freien Presse" vertieft. Obwohl im Besitz noch ganz guter Augen, hatte er sich eine Brille zugelegt, weil er von verschiedenen Leuten gehört hatte, daß sie viel besser mit, als ohne Brille lesen konnten. Das Studium der großen Zeitung nahm den ganzen Vormittag bis zur Börsenzeit in Anspruch. Aus alter Liebe für Lumpen, Knochen, altes Eisen u. dergl. suchte er in dem Inseratentheil erst die Parthieen auf, in welchen diese Gegenstände gesucht oder angeboten wurden, ohne daß er je etwas in diesem Artikel gekauft oder verkauft hätte, seitdem er in Wien lebte. Dann erst studirte er die übrigen Annoncen und zuletzt den Kurszettel, in dessen Wissenschaft ihn Feiwel, alias Ferdinand Seelenfreund eingeweiht hatte. Auch in die Börse hatte derselbe Jankel eingeführt. Mit seinem gesunden, praktischen Sinn hatte dieser sich in dem Tumult leichter zurechtgefunden, als sein Compagnon selber glaubte. Das ganze Börsengeschäft der Herren Jacques Goldberger & Comp. bestand in Spekulationen für eigene Rechnung oft der waghalsigsten Art, die aber alle so vollständig glückten, daß längst vor Verlauf eines Jahres Jankel „seine" 300 000 Gulden beisammen hatte. Aber er hatte sie nicht allein. Der Compagnon und Rathgeber hatte die Hälfte und dieser Umstand machte Jankel viele Sorgen. Da er ihm unentbehrlich war, so konnte er ihn nicht fortschicken, aber er war ein theuerer Compagnon und doch konnte er ihn nicht missen.

Da kam Jankel auf den genialen Einfall, Feiwel zum Schwiegersohn zu machen. Seine Malko war inzwischen zur schönen Jungfrau herangewachsen und die jungen Leute sehen sich gern und verkehrten mit einander. Gitel hatte zwar einige Bedenken gegen diese Verbindung. Ihrem Scharfblick war es natürlich nicht entgangen, daß Feiwel im Herzen der Väterreligion nicht die unverbrüchliche Treue bewahrt hatte, die er im Verkehre mit der Familie zur Schau trug. Er hatte sich einmal, ohne sich vorher die Hände zu waschen, zu Tische gesetzt und hätte ohne Kopfbedeckung gegessen, wenn man ihn nicht noch rechtzeitig daran erinnert hätte. In Wirklichkeit führte Feiwel ein ausschweifendes Leben, und legte sich nur in der Familie Goldberger den Zwang auf, alle Vorschriften zu beobachten, die das Religionsgesetz vorschreibt.

Als man ihm eines Abends Malko's Hand anbot, schützte er erst seine Jugend vor, erbat sich einige Tage Bedenkzeit und ging dann selbstredend mit großer Bereitwilligkeit auf den Antrag ein. Von dem Augenblicke der öffentlichen Proklamirung Feiwels als Schwiegersohn, ließ er von Tag zu Tag mehr die Maske fallen, welches sein unreligiöses Leben und Treiben bis jetzt verhüllte. Er miethete eine Wohnung im Prater und erklärte auf das Entschiedenste, daß seine Malko, die nun auf den Namen Amalie hören mußte, ihr Haupthaar nicht nach jüdischer Frauensitte verhüllt tragen dürfe. Das würde ihm den Verkehr mit seinen Freunden unmöglich machen und seiner Frau alle höhere, gebildetere Kreise für immer verschließen. Die Trauung mußte Jellinek vollziehen, obwohl Jankel inzwischen erfahren hatte, daß dieser Rabbiner in ostentativer Weise das Judenthum untergrabe, das ihm so hoch und heilig dastand, weil er es von seinen Eltern so überkommen hatte. Auf die

Söhne hatte das Beispiel Feiwels schon längst demoralisirend gewirkt. Hinter dem Rücken der Eltern hatte er ihnen klar gemacht, wie die Religion, die sie von U. mitgebracht hatten, für dort ganz gut und berechtigt sei. Hier in Wien stelle man andere, höhere Ansprüche an die Menschen. Er rieth ihnen aus Schonung für die Eltern, diesen nichts von der neuen Offenbarung mitzutheilen, sondern äußerlich so zu leben, wie sie es bisher gewöhnt waren. Aber außer dem Hause seien sie freie Menschen und die beschränkten Anschauungen der Alten zu Hause sollten ihnen nicht die Freude am Genuß des Daseins vergällen. Diese Lehren fielen auf leider nur zu fruchtbaren Boden und machten aus den hoffnungsvollen Jünglingen, heuchlerische Gecken, die voll Verachtung auf ihre würdigen Eltern blickten, sich selber dagegen für ungemein gebildet und fortgeschritten dünkten.

Jankel und Gitel duldeten seufzend bei ihrem Schwiegersohn, was sie nicht ändern zu können glaubten. Als die Hochzeit gefeiert war, ließ Feiwel den letzten Rest von Rücksicht fallen. Er verspottete nicht nur das Religionsgesetz, sondern auch seine Schwiegereltern, vernachlässigte seine Frau und führte sein ungezügeltes Leben fort, wie er es früher gethan hatte. —

In seinen geschäftlichen Unternehmungen war aber Feiwel so glücklich, daß selbst Jankel darüber stutzig wurde.

„Wie kann ein Posche Jisroel (Abtrünniger), wie es leider unser Schwiegersohn ist, nur solches Glück haben?“ sagte er oft seufzend zu seiner Frau.

Diese schüttelte bedenklich das Haupt und meinte, es könnte kein Segen darin sein. „Er geht an Schabbos auf die Börse, ich habe ihn am Schabbos schreiben, rauchen und Briefe

schreiben sehen, das kann auf die Dauer nicht gut thun. Wie das enden wird, ich weiß es nicht; ich möchte den Mund nicht zum Bösen öffnen, aber gut kann das nicht enden."

Aber das Geschäft ging über Erwarten gut. Die Söhne waren herangewachsen und hatten die Schule verlassen. Sie sollten in ein Geschäft eintreten und der Schwager hatte ihnen auch bereits ein solches ausfindig gemacht. Aber sie mußten daselbst den Sabbat entweihen. Mit aller Entschiedenheit legten die Eltern dagegen ihr Veto ein, aber es half nicht viel. Die Söhne waren ihnen über den Kopf gewachsen und erklärten rundweg, sie wären ihre eigene Herren, sie wollten das schon verantworten.

Das Schlimmste aber war, daß Jankel, abgestumpft durch die Gewohnheit, selbst angefangen hatte, es mit der gewissenhaften Erfüllung des Gottesdienstes laxer zu nehmen. Seitdem sie ihre neue Wohnung bezogen hatten, besuchte er wegen des weiten Weges weder die Synagoge noch das Bes-Hamidrasch an jedem Tage. Nur am Sabbat hatte er Zeit und Muße dafür; aber auch das war ihm bald verleidet. Jeder gewissenhafte Genosse, mit dem er dort zusammenkam, war für ihn ein lebendiger Vorwurf, dem er daher lieber aus dem Wege ging. Er erfüllte zwar im Hause gewissenhaft seine religiösen Pflichten wie bisher, aber er that es nur um seiner Pflicht zu genügen; nicht mehr wie früher aus innerem Herzensdrang. Ein jüdischer Geschäftsfreund hatte ihn einmal mit in ein Restaurant genommen und ihn mit Wein regalirt und Jankel hatte nicht den Muth die Offerte zurückzuweisen, obwohl er wußte, daß er ein bis dahin heilig gehaltenes Gesetz verletzte.

Dazu kam, daß Jankel hoffte, durch solche Nachgiebigkeit ein besseres Verhältniß mit seinem Schwiegersohn anzubahnen,

was auch in der That der Fall war. Als dieser merkte, wie es mit seinem Schwiegervater bestellt war, suchte er sich ihm zu nähern und ihn für seine Religion des Abfalls, nicht nur durch Hohn und Spott, sondern durch Ueberedung zu gewinnen. Er nahm ihn einmal mit in seine Synagoge, damit er Jellinek zuhöre. Dieser predigte so fromm und feurig, wie es kaum der beste Maggid in U. zu Wege brachte. Als sie nach Hause gingen, fragte Feiwel seinen Schwiegervater:

„Nun, wie hat Dir die Droscho gefallen?"

„Fein," sagte Jankel, „wie ein Jid reden muß; die Wiener sind keine Narren, wenn sie so viel Aufsehens von ihrem Maggid machen; und was für Mussar und Tauchocho in jedem Wort!"

„Nun siehst Du; und dieser Maggid hat ein glattrasirtes Gesicht, wie ich es habe, ißt und trinkt was ihm schmeckt, wie ich es thue, und mir machst Du fort und fort Vorwürfe über meinen unjüdischen Lebenswandel."

Jankel wußte nichts zu entgegnen und schwieg. Aber Feiwel fuhr fort:

„Es ist heute halt eine andere Zeit. Wir sind allen anderen Bürgern gleichgestellt und da wäre es sogar unrecht von uns, wenn wir uns durch Aeußerlichkeiten absonderten. Nicht auf diese Aeußerlichkeiten, auf's Herz und auf die Gesinnung kommt's an und wenn die recht sind, dann ist das andere Nebensache. Gäbe uns der Himmel ein solches Glück, wie wir es haben, wenn er nicht selber damit einverstanden wäre?"

Jankel erzählte, nach Hause zurückgekehrt, seiner besseren Hälfte von diesem neuen Evangelium, das er soeben von Jellinek und dem Schwiegersohne gehört hatte und meinte, sie

müsse auch einmal mit in den großen Tempel und dort Jellinek hören.

„Was?“ antwortete Gitel, „so lange ich lebe werde ich diesen Mesiß und Mediach nicht hören, denn ich sehe ein, wie gefährlich dieser Mensch ist, wenn er sogar Dich berückt hat. Und Du lässest Dir solche Flausen vormachen? Steht's nicht im Menauras Hamoaur, daß es schon in aller Zeit Leute gegeben hat, die schön gedarschent (gepredigt) und schlecht gehandelt haben? Und wenn unser Meschumed von Schwiegersohn sagt: Tallis und Tefillin, koscher und treife wären nur kleinliche Aeußerlichkeiten, und es käme nur auf's Herz und die Gesinnung an, dann möchte ich ihn einmal fragen, wie's bei ihm mit dem Herz und der Gesinnung denn in Wirklichkeit bestellt sei. Daß man ein guter Jude sein und dennoch ein gutes Herz haben kann, das wissen wir. Daß man ein schlechter Jude sein und dabei ein schlechtes Herz haben kann, das wissen wir auch. Und wenn wir's nicht wüßten, unser Schwiegersohn hätte es uns selber durch die That gelehrt. Das, was Du mir da sagst, hat mir auch neulich unser Mendel gesagt und nun weiß ich auch, wo die neue „Thora“ herstammt.“

„Wann hat Dir das Mendel gesagt?“ fragte Jankel etwas kleinlaut.

„Ich hatte ihn im Verdacht, daß er kein Tefillin lege und habe sie, um mich zu überzeugen, versteckt, ohne daß er sie vermißt hätte. Mittags kommt er nach Hause und will mir wie gewöhnlich zur Begrüßung einen Kuß geben. Aber ich wies ihn zurück und erklärte ihm, er solle sich ja nicht mehr unterstehen, mir die Hand oder die Lippen zum Kusse zu reichen, denn ich hätte mich überzeugt, daß er ein Poscheh Jisroel sei. Als er sein Unrecht nicht mehr leugnen konnte, sagte er mir dasselbe,

was Dir vorhin unser lieber Schwiegersohn sagte. Das seien alles Förmlichkeiten und äußere Zeichen, die uns an gewisse Wahrheiten erinnern sollten, wenn man aber dieser Wahrheiten ohnedies eingedenk sei, dann bedürfe es der äußeren Form nicht."

„Und was hast Du ihm darauf erwidert?"

„Ich sagte ihm, wenn es nur auf die Gesinnung und nicht auf die äußere Form ihrer Bekundung ankommt, dann genüge mir auch seine freundschaftliche Gesinnung für mich, und es bedürfe nicht der äußeren Form des Händedrucks oder gar des Kusses, das wäre dann nur Heuchelei oder gedankenlose Förmlichkeit. Dränge ihn aber seine kindliche Liebe dazu, dieselbe auch durch äußere Formen auszudrücken, dann fehlt jedenfalls diese Gesinnung gegen Gott, wenn er so gering von der äußeren Form denkt, in die sich die Gesinnung kleiden soll."

„Das hast Du gut gemacht, Gitel, warum hatte ich nicht vorhin den Einfall, als mir Feiwel dieselbe Schmuoh (Geschichte) sagte? Wo hast Du nur Deine Chochmo her?"

„Ich glaube nicht, daß ich Chochmo habe," erwiderte in aufrichtiger Bescheidenheit die Gefragte. „Das Alles steht in Zeeno Urennoh und in den anderen Seforim. Aber wenn Dir auch das bischen Weisheit fehlt, das Du bei mir vermutheſt, so kommt es daher, daß Du keine Gottesfurcht hast. Gottesfurcht ist der Anfang zur Weisheit, hat Schelomo Hamelech gesagt. Wie kann man aber Weisheit erlangen, wenn man nicht einmal den Anfang dazu hat? Hätte ich Chochmo, ich wäre niemals von U. in das glänzende Wiener Elend gezogen, in dem unsere Kinder Heiden geworden sind und wir auf dem besten Wege uns befinden, es zu werden."

„Versündige Dich nicht, Gitel," erwiderte Jankel abwehrend, „daß Du unseren Zustand ein glänzendes Elend nennst. Wir besitzen heute über 500 000 Gulden, alle Welt, die höchsten Finanzleute halten es für eine Ehre mit mir zu verkehren, wie viele, die weniger sind als wir, blicken neidisch zu unserer Stellung empor, die Du ein glänzendes Elend nennst. Und das kann man nicht so in den Wind schlagen, was Feiwel behauptet, wie wir solches Masol haben, obwohl wir uns wirklich von der alten Jüdischkeit mehr und mehr losgesagt haben."

Gitel traten die Thränen in die Augen als sie ihren Mann so reden hörte. Flammenden Blickes entgegnete sie:

„Also, so weit hält's schon mit Dir? Du weißt schon nicht mehr, daß Haschem boruch hu es den Schlechten auf dieser Welt oft gut gehen läßt, um sie in dieser Zeitlichkeit für das wenige Verdienstliche zu belohnen, das sie geübt? Mir würde es vor diesem „Glück" noch mehr grauen, wenn ich mich glücklich dabei fühlen würde. Wiegt der Gewinn von Hunderttausenden wirklich den Verlust der Jüdischkeit unserer Kinder auf? Wenn uns Gott das Geld so in den Schooß wirft, obwohl wir es nicht verdienen, so ist mir das höchstens ein Beweis dafür, wie wenig Ihm an Geld gelegen ist. Aber es ist mir kein Beweis, daß Gott seine alte Thora außer Kurs gesetzt hat, sobald sie Börsenspielern unbequem geworden ist. Jankel, Du bist auf einem bösen Wege."

Und Jankel war auf einem bösen Wege. Er war nicht nur gleichgültig gegen die spezifisch jüdischen Lebenspflichten geworden, auch mit den rein menschlichen Tugenden, mit dem Herzen, mit der Gesinnung war es schlecht bestellt.

Eines Tages ließ sich ein junger Mann bei Herrn Jacques Goldberger anmelden, ohne dem Portier seinen Namen

zu nennen. Jankele entschloß sich nur schwer, den namenlosen Fremden vorzulassen. Aber der Fremde wartete den Bescheid des Portiers gar nicht ab und trat zu Jankele in's Zimmer.

„Jankel, ich brauche mich bei Euch wohl nicht lange anzumelden, kennt Ihr mich nicht mehr?"

„Mein Name ist Jacques Goldberger," erwiderte gravitätisch der Parvenu; „Sie kommen mir allerdings bekannt vor; Ihr werther Name, wenn ich bitten darf?"

„Ich bin ja Abraham Lemberger, Sohn des seligen Rabbi Lemberger, wie geht es Eurer Frau Gitel und Malko und Mendel und Schmul?"

„Meine Frau Karoline, und meine Kinder Amalie, Manfred und Siegmund befinden sich alle recht wohl und werden sich gewiß freuen, Sie bei uns als Gast zu sehen. Was verschafft uns das große Vergnügen?"

Diese verletzende gnädige Herablassung empörte den jungen Mann, was Jankel nicht entging. Sein Scharfblick merkte sofort aus der gedrückten Haltung des fremden Gastes, daß er als Bittsteller zu ihm kam. In diesem Falle war es Prinzip bei ihm, sich Gäste dieses Schlags durch kalte Höflichkeit in gemessener Entfernung zu halten.

„Darf ich dem Herrn eine Cigarre anbieten? Ein Kraut wie dieses hat man in U. noch nicht gesehen, das Stück kostet 25 Kreuzer; ist aber unter Brüdern das Doppelte werth."

Herr Lemberger lehnte entschieden ab, nahm sich unaufgefordert einen Stuhl und erklärte, daß er keine Aufmerksamkeit annehmen könne, bis er sich seines Auftrags entledigt habe. Sein Vater sei vor vier Wochen gestorben. Vor seinem Tode habe er ihm, dem Sohne erklärt, daß das Geschäft derart in Rückgang gerathen wäre, daß eine Zahlungseinstellung unver-

meidlich sei, wenn nicht 10 000 Gulden zu beschaffen seien, um die dringendsten Gläubiger zu befriedigen. Mein seliger Vater erzählte uns von seinen Beziehungen zu Ihnen und sagte, daß er nicht daran zweifle, Sie, Herr Goldberger, würden uns durch ein Darlehen von 10 000 Gulden aus unserer augenblicklichen Verlegenheit retten. — Mein Vater hielt zwar die Möglichkeit für ausgeschlossen, daß Sie sich weigern, diesen seinen letzten Wunsch zu erfüllen. Aber er gab mir dieses lederne Beutelchen mit, dessen Geschichte er uns ebenfalls erzählte und sagte, daß sein Anblick allein als Fürsprecher genügen würde. Mehr habe ich nicht zu sagen."

Der alte Jankel und der moderne Jacques geriethen in Folge dieser Eröffnung hart aneinander; der erste plaidirte mit aller Wärme für und der andere mit aller Kälte gegen Gewährung dieses Wunsches. Erregt ging der Träger dieser beiden Seelen in seinem Cabinet auf und ab, als der Portier eintrat und ein Telegramm übereichte. Dasselbe war aus Pest und lautet: „Werner und Dalmann fallirt; Verlust 30 000 Gulden." Jacques hatte über Jankel gesiegt. Er reichte das Telegramm dem Bittsteller hin.

„Sie sehen hier selber, welche schweren Verluste wir haben und werden es begreifen, wenn wir unter solchen Umständen leider nicht in der Lage sind, die bedeutende Summe von zehntausend Gulden so ohne weiteres flüssig zu machen. Einen ungünstigeren Zeitpunkt hätten Sie kaum finden können. Aber wenn die Zeiten sich ändern sollten, werde ich selbst auf Ihre Angelegenheit zurückkommen. Augenblicklich ist es leider unmöglich. Damit Sie aber meinen guten Willen sehen, gebe ich Ihnen hier hundert Gulden, um Ihre Reisekosten wenigstens zu decken."

Herr Lemberger wies das Geld zurück und fragte noch einmal mit höflicher Entschiedenheit:

„Ist das Ihr letztes Wort, Herr Goldberger?"

„Für jetzt allerdings, aber ich will Ihnen für die Zukunft nicht jede Hoffnung benehmen."

„Empfehle mich Ihnen, Herr Goldberger. Leben Sie wohl!"

Als Lemberger die Thüre geschlossen hatte, kämpfte Jankele noch einmal gegen seine kalte Herzlosigkeit an und trug sich einen Augenblick mit den Gedanken, den Bittsteller zurückzurufen und ihm das Gewünschte zu geben. Hätte er noch wie früher eine Maaßer-Kasse gehabt, es wäre ihm ein Leichtes gewesen, seinem heimgegangenen Freunde diesen Liebesdienst zu erweisen. Aber 10 000 Gulden so ohne weiteres aus seinem Besitze zu reißen, das war für Jankele zu hart. Er hätte es auch ohne Wissen seines Schwiegersohnes nicht thun können, der am halb geöffneten Zimmer die ganze Unterredung mit angehört hatte und nun mit den Worten eintrat:

„Werdet Ihr Euch dieses Gesindel von Bettlern nicht endlich vom Halse schaffen? Ihr comprimittirt unsere ganze Firma. Es kann kein anständiger Mensch in's Comptoir kommen ohne auf Leute dieses Schlags zu stoßen. Natürlich, wenn man so mit den Hunderten wirft, ist diese Bettelei ein ganz einträgliches Geschäft. Ich kann mich hier abmühen, rechnen, kalkuliren und spekuliren von früh bis spät, aber so viel kann ich nicht verdienen, als Ihr zum Fenster hinauswerft. Uebrigens bemerke ich Euch, daß Werner und Dalmann nicht daran denken, zu falliren; ich habe die Depesche fingirt, um Euch Succurs zu bringen. Ohne diese Nachricht wäret Ihr im Stande gewesen„ dem Gelbschnabel ruhig 10 000 Gulden

hinzuzählen. — Ich muß zur Börse; vielleicht verdiente ich mehr, wenn ich zu Hause bliebe und Euch bewachte, daß Ihr nicht ähnliche Dummheiten macht. Der Lemberger wird schon wiederkommen; ich kenne meine Pappenheimer."

VI.

Lemberger kam nicht wieder. Der schnöde, hartherzige Undank Goldbergers hatte ihn nicht so sehr überrascht, als das Fallissement der Firma Werner und Dalmann, das er durch so wunderbaren Zufall erfahren hatte. Die Firma schuldete dem Hause Lemberger noch ca. 4000 Gulden, die allerdings erst in zwei Monaten fällig waren und deren Sicherheit bei dem guten Rufe der Firma ganz außer Frage stand. Lemberger reiste mit dem nächsten Schnellzuge nach Pest, um möglicherweise zu retten, was noch zu retten war. Gegen fünf Uhr Abends traf er in Pest ein und fuhr sofort per Droschke in das bekannte Bankhaus. Das Telegramm hatte er vorsichtiger Weise zu sich genommen, ohne daß es Goldberger beachtet oder gehindert hatte. Er hatte es vielleicht schon zum zehnten Male durchgelesen, es war kein Zweifel, da stand es schwarz auf weiß: „Werner und Dalmann fallirt, Verlust 30 000 Gulden."

Pochenden Herzens betrat Lemberger die ihm wohlbekannten Räume und wurde sofort von Herrn Werner empfangen.

„Was verschafft uns die Ehre, Herr Lemberger?"

„Es ist eine unangenehme Pflicht, die mich hierher führt, aber Sie begreifen, daß man unter den bestehenden Verhältnissen genöthigt ist, das Seinige zu thun, soweit es eben mög-

lich. Ich komme wegen unseres Guthabens von 4000 Gulden, wie wünschen Sie, daß es damit gehalten werden soll?"

„Wir schulden Ihnen noch 4000 Gulden? Wann waren dieselben fällig?"

„Sie sind erst in zwei Monaten fällig, aber Sie begreifen, daß ich das Geld nicht gern verlieren möchte, nachdem Sie Ihre Zahlungen eingestellt haben."

„Wir unsere Zahlungen eingestellt? Woher wissen Sie denn das?"

„Ich habe es von zuverlässiger Seite in Wien erfahren und bin sofort hierhergereist,u m mein Guthaben zu retten."

„Aber wer hat Ihnen das mitgetheilt? Obwohl der Betrag erst in zwei Monaten fällig ist, verspreche ich Ihnen denselben sofort ohne jeden Abzug auszuzahlen, wenn Sie mir den Verbreiter dieses Gerüchts mittheilen können, daß ich ihn ermitteln und dingfest machen kann."

Trotz der verletzenden Abweisung, die er von Goldberger erfahren, widerstrebte es Lemberger einen Namen zu nennen. Aber als ihn Herr Werner bei der langjährigen Freundschaft mit dem seligen alten Herrn Lemberger beschwor, ihm doch behülflich zu sein, dieser, seiner Firma in so hohem Grade schädigenden Verleumdung entgegentreten zu können, reichte ihm Lemberger das an die Firma Jacques Goldberger & Comp. gerichtete Telegramm hin mit dem Bemerken, daß der Adressat jedenfalls selbst dupirt worden sei. Das Telegramm war in Pest aufgegeben, aber nicht unterzeichnet. Herr Werner kannte den Pester Vertreter der Firma Goldberger & Comp. Er steckte das Telegramm in seine Tasche, zahlte Lemberger die 4000 Gulden aus und begab sich sofort zur Criminalbehörde, um den Fall zur Anzeige zu bringen.

Diese constastirte leicht, daß ein Telegramm dieses Inhalts in Pest überhaupt nicht aufgegeben worden war. Herr Werner reiste alsbald nach Wien, erstattete dort Anzeige bei Gericht, was die Verhaftung Jankels und Feiwels, wegen Fälschung einer Depesche und wegen Verbreitung falscher, creditschädigender Nachrichten zur Folge hatte. Jankel wurde zwar nach wenigen Tagen wieder entlassen, nachdem sich herausgestellt hatte, daß er selbst getäuscht worden war. Dagegen wurde sein Compagnon zu mehrmonatlicher Gefängnißstrafe und zur Zahlung einer hohen Summe an die Herren Werner und Dalmann verurtheilt.

Die Verhaftung der beiden Chefs hatten in Wiener Börsenkreisen peinliches Aufsehen erregt und den guten Ruf der Firma empfindlich geschädigt. Diese moralische Einbuße und der damit verbundene Geldverlust trieben Jankel zu immer waghalsigeren Spekulationen. Durch Feiwels Verhaftung hatte die ruhige Vorsicht und die kühl erwägende Besonnenheit ihre Vertretung in der Firma Goldberger & Comp. eingebüßt. Jankel war nur von der Sucht nach Geld erfüllt, aber ihm fehlte die Ruhe und Berechnung, um es durch Spekulation zu erlangen. Dabei war Jankel in hohem Grade abergläubisch. Er glaubte, sein Glück sei an die Persönlichkeit Feiwels geknüpft. Bevor er zur Börse ging, nahm er seine kleine Enkelin Esther, das dreijährige Töchterchen Feiwels auf den Schooß, hielt ihm das neueste Kursblatt mit der Bitte hin, es solle einmal mit den Fingern darauf deuten. Dieses Experiment hatte Jankel schon oft versucht und immer Glück gehabt, wenn er das Papier kaufte oder verkaufte, auf welches sein kleiner Finanzrath den Finger gelegt hatte. Heute hatte Esther auf Credit-Aktien ihren Großvater verwiesen, die ungemein günstig

standen. Er kaufte um 500 000 Gulden, kam schmunzelnd nach Hause und erzählte seiner Gitel, daß er seine Million Gulden endlich beisammen habe, wenn dieses Geschäft nach Wunsch ausfiele. Das war das Ziel, welches er sich gesetzt hatte. Im Besitz einer Million wollte er das Geschäft seinen Söhnen und seinem Schwiegersohne überlassen und sich von der aufregenden Spekulation ganz zurückziehen. Die Aufregung hatte Jankel grau und nervös gemacht, obwohl er noch nicht viel über 40 Jahre zählte. Dazu kam die Verhaftung vor wenigen Tagen, der Gedanke an das Schicksal seines in Haft befindlichen Schwiegersohnes und manches andere, was die von Haus aus urkräftige Constitution Jankels bedenklich erschüttert hatte.

Die gewaltige Spekulation mit den Credit-Aktien ging aber diesmal so gründlich fehl, daß Jankel 24 Stunden später ein ruinirter, armer Mann war. Er war noch außerdem mit ca. 200 000 Gulden engagirt. Eine plötzlich ausgebrochene Panik hatte ein so rapides Sinken aller Werthe zur Folge, daß eine große allgemeine Krisis eintrat, deren erstes Opfer Jankel war.

Jankel, der während seines sechsjährigen Wiener Aufenthaltes viel von seinem inneren sittlichen Halt verloren hatte, hatte mit seinem Gelde alles eingebüßt, was seinem Leben Werth und Bedeutung gab. Er hätte am liebsten, wie schon so viele verunglückte Börsenspieler, seinem Leben durch eine Pistolenkugel ein Ende gemacht, aber er war zu feige dazu. Vor Schießwaffen hatte er zudem einen heillosen Respekt; er hatte nie eine in Händen gehabt. Wie damals, als er von Kathinka das verhängnißvolle Lotterieloos gekauft hatte, fehlte es ihm auch jetzt an Muth und Vertrauen, seinem wackeren

Weibe von seinem Zustande Mittheilung zu machen. Seine Familie hatte keine Ahnung davon, daß sie vollständig verarmt war. Die Schmach, ein armer Mann zu sein, war Jankel unerträglich. Er wäre vor der Sünde des Selbstmordes nicht zurückgeschreckt, hätte er nur gewußt, wie man dies auf leichte, wenig schmerzliche Art bewerkstelligen könne; aber er hatte zu wenig praktische Erfahrung auf diesem Gebiete.

Da fiel ihm plötzlich ein, einmal gehört zu haben, daß der Tod durch Kohlendämpfe eine überaus leichte, schmerzlose Todesart sei. Er nahm ein mächtiges, bis über den Rand gefülltes Kohlenbecken, stellte es in die Mitte seines Zimmers, schloß sich in dasselbe mit zwei Flaschen starken Tokaierwein ein und trank dieselben hastig aus, so daß er berauscht sofort in einen tiefen Schlaf verfiel, aus dem er nicht mehr zu erwachen gedachte. Als er am anderen Morgen trotzdem erwachte, wunderte er sich, daß die andere Welt eine so auffallende Aehnlichkeit mit seinem Zimmer hatte. Nachdem er aber sich die Augen ausgerieben hatte und zu seinem Schrecken sah, daß er in seinem Eifer die Kohlen anzuzünden vergessen hatte, erfüllte ihn diese Wahrnehmung mit solchem Schrecken, daß er ernstlich krank wurde.

In ihrer Bestürzung wollte Gitel rasch zu einem Arzte schicken, aber Jankel hielt sie zurück und sagte ihr, er habe mit ihr allein zu reden.

„Ich fühle," hub Jankel an, „daß es mit mir zu Ende geht, und es giebt keinen Doktor, der mir helfen kann. Schicke zur Chewra Kadischa, damit ich wenigstens mit Minjan meine Seele aushauchen kann. Aber ich kann es nicht thun, ohne Dich über unsere Lage aufzuklären. Wir sind arme, ruinirte Leute. Jede Stunde kann der Gerichtsvollzieher kommen und

Beschlag auf unsere Sachen legen. Der Stuhl, auf dem Du sitzest, das Bett, in dem ich liege, gehört nicht mehr uns. O, hätte ich Dir damals gefolgt, als Du mir zu Hause in U. abgerathen hast, das Lotterieloos zu kaufen. Von diesem Kauf datirt unser ganzes Unglück. Hätten wir nicht sechs Jahre die Annehmlichkeiten des Reichthums gekostet, so wäre es etwas Leichtes in Armuth unser Leben zu verbringen, wie wir es früher thaten. Aber jetzt? In wenigen Stunden stehe ich vor dem Richter der Wahrheit und ich habe mich zu verantworten nicht nur für mich, sondern auch für das Unglück, in das ich Dich gestürzt habe. Unseren Kindern hat das Geld ihre Jüdischkeit geraubt, unsere Söhne sind uns, unserer Emunoh (Religion) so entfremdet, daß sie mir nicht einmal Kaddisch nachsagen werden. Das Geld hat mich hart und gefühllos gemacht. Vor wenigen Wochen, als ich noch ein Vermögen von 800 000 Gulden besaß, hat mich der Sohn unseres verstorbenen Freundes Lemberger um ein Darlehen von 10 000 Gulden angesprochen, ich habe es ihm verweigert. Diese Gefühllosigkeit hat mein Sündenmaß voll gemacht und hat sich bitter an mir gerächt. Werde ich dem biederen Rabbi Löb in's treue Auge schauen können, wenn ich die Sechijo haben sollte vor dem Bes din schel Maloh mit ihm zusammen zu treffen? — — Meine Kräfte schwinden, ich muß mit ihnen haushalten. Gehe Du wieder zurück nach U. O, könnt ich mit Dir gehn, und unser armes, aber doch so gottgesegnetes, glückliches Leben dort von neuem beginnen! Sei mir alles mauchel und nun lebe wohl! Chotisi, owisi, —

„Jankel! Jankel! Fehlt Euch was, daß Ihr nicht zu Mincho waret?" rief Rabbi Nochum Seelenfreund durch's

halbgeöffnete Fenster hinein. Jankel und Gitel fuhren aus ihrem Sabbatnachmittag-Schlaf in die Höhe. Sie hatten Mincho und das Lernen verschlafen und das glänzende Wiener Leben, ihr so rasch gewonnenes und zerronnenes Glück und Elend, alles, alles war nur ein Traum, so treu und so natürlich, wie ihn aber nur der Schlaf am Schabbos-Nachmittag zu Wege bringt.

Jankel erzählte alles, was er im Traume in so ergreifender Weise durchlebt hatte, seinem braven, wackeren Weibe und meinte, daß er auf solchen ungewöhnlichen Traum morgen Taaniß Cholem halten müsse. Ich sah, wie Vater Jakob im Traume eine Leiter, aber nicht eine solche, die in den Himmel, sondern eine, die in den tiefsten Abgrund führte, ich selbst befand mich auf dieser Leiter und wäre beinahe in den Abgrund gestürzt! Seine Frau schüttelte lächelnd das Haupt und entgegnete:

„Man fastet nur, wenn man einen bösen Cholem gehabt hat; aber das war ein guter. Wir Menschen kennen uns selbst nicht. Aber im Traume hält uns Gottes weise Vorsehung oft einen Seelenspiegel vor, der unser tiefstes Gemüths- und Seelenleben veranschaulicht, und wir erfahren, wie es um uns bestellt ist. Vor zwei Stunden sehntest Du Dich noch nach dem großen Loos und allen damit verbundenen Reichthümern. Jetzt sehen wir, welche Gnade Gott an uns übt, daß er uns diesen Wunsch versagt. Audcho ki anisoni! Ich danke Dir, o Gott, für die Armuth, mit der Du uns beglückt hast."

Auch Jankel stimmte ein in diesen Dank. Er schloß das Geschäft mit Kathinka nicht ab. Jankel war — kurirt.